

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Paul Löwinger
Das Lied des Troubadours

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags
urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere
für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung
in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1. Kapitel

RODEZ, VIZEGRAFSCHAFT BÉZIERS
März bis Mai 1201

22. März 1201

An diesem Abend wollte Brian de Martial glücklich sein. Der Troubadour blickte lächelnd um sich. Es mochten wohl Hunderte von Gästen sein, die in ihrer Buntheit, mit ihrer Freude diesen mächtigen Saal belebten. Die Damen hatten ihre besten, ihre prächtigsten Kleider angelegt und plauderten, scherzten mit ihren Tischnachbarn, die, wie sie, auf mit Kissen belegten Bänken um die hufeisenförmig gruppierten Holztische herumsaßen. Einer der Männer, ein kleiner, drahtiger Ritter in einem rotgelben Wams versuchte mit aller Kraft, die Aufmerksamkeit seiner Freunde zu erregen. Der Mann setzte zum Sprechen an, gestikulierte, daß seine weiten Ärmelsäume wie leuchtende Vögel herumflatterten, wurde unterbrochen und klopfte dann mit seiner Faust beharrlich so lange auf den Tisch, bis eine Gruppe von Leuten bereit war, ihm zuzuhören. Es war eine muntere, eine heitere Geschichte, die er erzählte, und die beiden Frauen, die neben ihm saßen, eine rötlich-blonde mit einem Kirschmund und eine dunkelhaarige im scharlachroten Kleid, lachten und feuerten ihn mit Zwischenrufen an, während ihm die übrigen Männer mit Gewieher und Eselsschreien zuprosteten. Lauter Beifall erklang, als die Geschichte ihr Ende gefunden hatte.

Farbenfroh gekleidete Pagen eilten durch den Saal, traten zu den

Gästen und füllten von neuem die leeren Becher. Zurufe und Scherze flogen von Tisch zu Tisch, gefolgt von Lachen und lärmender Zustimmung.

Es war ein unbeschwerter Tag, dachte Brian. Es war der Tag der Zusammenkunft des Vizegrafen von Rodez mit all den Rittern, die von ihm lebensabhängig waren.

Es hatte einen Kampf, eine Bouhourte gegeben, in der die Ritter waffenlos und ohne Panzer in Scharen geradlinig und mit voller Wucht Mann gegen Mann angerannt waren. Es war die unblutigste Form der Mélée, des Turniers, aber die Köpfe, Arme und Beine mancher Männer waren dennoch mit Bandagen umwickelt, und einige der Gesichter wurden von einer gebrochenen Nase und von geschwollenen, malerisch leuchtenden Augen geziert.

Der Schein der Fackeln tauchte den Saal in ein rußiges, aber helles Licht, während Hunde auf dem mit Blumen bestreuten Steinboden nach Essensresten suchten. Die Wände des Raumes waren mit Vorhängen bedeckt, die Decke holzgetäfelt. Fahnen und Wimpel hingen von ihr herab und bildeten ein liches, ein fröhliches Bild von Zeichen und Mustern.

Große, silberne Leuchter mit Wachskerzen warfen ihr Licht auf die Schalen mit nun fleckigem, fettigem Wasser. Handtücher wurden herumgereicht, während Diener begannen, die Schalen abzuräumen und die Tische zu säubern.

Der Troubadour wußte, daß man bald nach ihm verlangen würde, und im Geiste ging er die Lieder durch, die er vortragen wollte. Flêche, sein Joglar, blickte ihn fragend an. Brian schüttelte den Kopf. Zu früh, dachte er. Noch mehr Wein und Lachen.

Die Frau mit dem Kirschmund hatte sich an einen Mann mit lockigem Haar geschmiegt. Seine Hand bewegte sich auf ihrem Schenkel, tastend wie ein beharrliches kleines Tier. Die Schwarzhaarige im scharlachroten Kleid lachte laut auf und legte ihren Arm um die Schulter ihres Begleiters. Sie flüsterte ihm etwas zu. Der Mann nickte zustimmend, lächelte und betrachtete sie voll Zuneigung und Zärtlichkeit.

Warte, dachte der Troubadour. Warte noch.

Erst mußten sie das meiste von ihren Heldentaten und der Mühsal des Winters erzählt haben. Erst wenn die Gespräche noch freier

und offener geworden waren, wenn man die Plätze zur Genüge getauscht hatte, ausgiebig über Frau und Kinder, Ernte und Vieh erzählt hatte, erst dann würde die Hitze des Animalischen, die diesen Raum erfüllte, auch in ihre Körper gedrungen sein, jener sonderbare Augenblick des Schwebenden, in dem die Seelen sich einen Spalt öffneten, bereit für das Wissen, bereit für die Freude, bereit für die Erkenntnis.

»Brian de Martial!« Jordas de Gedevan war aufgesprungen und trank ihm zu. »Dem Meister des Gesangs und dem König der gebrochenen Arme!«

Unter Johlen und Rufen ging Brian zu dem jungen Mann, der ihm mit Fröhlichkeit und Begeisterung einen zweiten Becher entgegenstreckte.

Das Mädchen, das neben dem jungen Mann saß, ließ Brian kurz innehalten. Ein reiner gezeichnetes Gesicht habe ich selten gesehen, dachte der Troubadour.

Lichtvoll und klar, voll eines schuldlosen Wissens um das Leben. Das Gesicht einer Madonna. Rotbraunes Haar ergoß sich in fallenden Locken über die halbnackten Schultern. Die Augen waren braun, groß, offen und fragend, die Brüste klein und voll, der Hals von schlanker Zierlichkeit, die Haut schimmerte seidenglatt, Duft und zarte Liebkosungen versprechend. Ein Reh, wie geschaffen zum Jagen. Ein Reh, dem es Lust bereiten würde, gejagt zu werden.

Jordas wandte sich dem Mädchen zu. »Das ist Brian, Aude. Ein ebenso guter Sänger wie Kämpfer. Ein Mann mit dem Herzen eines Löwen und dem Empfinden eines Dichters.«

Der Troubadour verneigte sich vor dem Mädchen.

»Sollte ich in diesem Augenblick sterben, so werde ich es in Frieden tun. Ich habe die reinste Vollkommenheit erblickt, die einem Mann auf dieser Welt zu sehen vergönnt ist. Amen.«

Das Mädchen lächelte.

»Er ist meist so«, sagte Jordas. Sein Tonfall war beinahe verlegen.

»Er berauscht sich an seinen Worten.«

»Ich bin Aude de Parzié«, sagte das Mädchen.

»Ich kenne Euren Vater. Ein bedeutender Mann.«

»Er hat mich mitgenommen. Ich bin das erste Mal in Rodez.«

Brian sah den Blick, den Jordas dem Mädchen zuwarf. Hier könnte ich vielleicht den Kuppler spielen, dachte er. Die beiden sind jung und schön und anständig. Könnten sie nicht eine Welt des fin amors erschaffen? Eine Welt, die ganz war und ungebrochen. Er spürte einen Hauch von Neid, als er daran dachte.

»Und dein Vater, Jordas?«

»Mußte erkrankt zu Hause bleiben.« Jordas packte ihn am Arm. »Du mußt ihn kennenlernen, Brian. Er würde dir gefallen. Er dichtet, so wie du. Liebeslieder, Kanzones. Er ist ein großartiger Mann.«

»Davon bin ich überzeugt, Jordas.«

»Du mußt uns auf Gedevan besuchen, Brian. Bald.«

»Es wäre mir eine große Ehre. Woran leidet dein Vater?«

»Am Fieber.«

Brian hatte Unterschiedliches über Peire de Gedevan gehört. Vielleicht war es ein diplomatisches Fieber, das ihn erfaßt hatte. Vor dem farbigen Hintergrund einer fröhlichen Feier wurden auch Machtkämpfe ausgetragen, Bündnisse geschlossen, handfest um Land, Besitz und Rechte anderer gefeilscht, die noch nicht ahnten, welcher Sturm ihnen aus diesem heiteren Tag erwachsen würde. Vielleicht hatte Peire de Gedevan seine Allianzen schon geschlossen. Vielleicht wußte er längst, was dieses Jahr ihm bringen würde.

Der Troubadour hatte sich von Jordas und dem Mädchen verabschiedet und war durch den Saal geschlendert. Jetzt stand er bei einer der Fensternischen und betrachtete beinahe schlaftrig das laute, wilde Treiben. Sonderbar, daß ich früher zu ihnen gehört habe, dachte er. Sonderbar, daß ich einer der Ihren war. Es ist vergangen, als wäre es nie gewesen. Eine lose Erinnerung, ein matter Traum, ein flüchtiges Empfinden. Sie sind mir so fremd geworden wie die meisten Menschen.

Ein Geck mit langem, gewelltem Haar stand auf und kniete sich mit großer Geste neben einer hübschen Frau nieder. In gespieltem Überschwang reichte er ihr einen rotgelbgefleckten Apfel. Ein Hund drängte sich zwischen den Mann und seine Angebetete, schnappte nach dem Apfel und rannte, den Schwanz ängstlich eingezogen, quer durch den Saal.

Der Troubadour lächelte. Ich sollte mit diesem Hund ein ernsthaftes Gespräch führen. Vielleicht könnte er mir nützliche Ratschläge geben. Auch ich schnappe gierig nach dem, was sie mir zuwerfen. Ich verkaufe ihnen meine Liebe, meine Hoffnung und meine Verzweiflung. Ich muß nehmen, was sie mir für meine Seele bieten. Auch ein Brian de Martial muß leben. Dennoch fühle ich mich jetzt freier als zu jener Zeit, da ich einer der ihren war. Ich kann gehen. Ich kann sie verlassen, wann immer ich es will.

Der Riese mit dem kurzgeschorenen Haar lehnte sich neben Brian mit dem Rücken an die steinerne Wand. Er trank seinen Becher Wein in einem Zug leer. Dann warf er ihn unvermittelt einem der Pagen hin, der ihn geschickt mit der linken Hand auffing. Der Riese grinste dem Pagen anerkennend zu. Der Page lächelte geschmeichelt. Dann ging er wieder zu dem Tisch, an dem er Dienst tat.

»Du bist zu jung, um dir einen Bart stehenzulassen, Brian.«

Der Riese sprach in der langue d'oil, dem Französischen.

»Du schlägst damit der Höflichkeit ins Gesicht. Bedauerlich für einen Troubadour.«

Brian lächelte. »Ich hatte mich schon gefragt, wann du mich ansprechen würdest, Robert.«

»Zu spät wahrscheinlich. Schließlich verdanke ich dir alles.«

»Ja«, sagte Brian, »das tust du.«

»Brauchst du Hilfe?« Der Riese sah ihn schräg von der Seite her an.

»Was ich besitze, ist auch dein.«

»Nein. Ich brauche keine Hilfe, Robert.«

Der Riese blickte auf die Menschen um ihn.

»Ich hätte gute Lust, ihnen zu sagen, wer du bist. Ich hätte gute Lust, ihre Gesichter zu sehen, wenn sie es begreifen.«

»Du willst mich nur um den Erfolg meiner Lieder bringen, Robert.«

»Möglich. Ich bin unmusikalisch.« Der Riese kaute kurz an seiner Unterlippe. »Wie ist Richard Löwenherz gestorben?«

»Es ist zwei Jahre her. Jedermann weiß es inzwischen.«

»Brian, ich alleine habe zwanzig Versionen darüber gehört.« Robert lachte. »In einer von ihnen hat ihn der Heilige Martin in den Himmel entrückt.«

»Wir waren zu dritt, unterhalb des Turms. Die Mauern waren schon genommen.«

»Die Burg von Chalus?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Traf Richard ein Armbrustpfeil in die Schulter. Der Arzt war ein Stümper. Die Wunde wurde brandig.«

»Wann starb er?«

»Zwei Wochen später. In den Armen Eleonores von Aquitanien. In den Armen seiner Mutter.«

»Wie er es sich wohl gewünscht hatte.«

»Er hat nie jemand anderen geliebt.«

Flèche deutete Brian an, daß zuerst noch die Akrobaten kommen würden. Die Gaukler, dachte Brian. Unverzichtbar bei einem Fest wie diesem. Sonderbar, daß ich sie vergessen hatte.

»Wer war der Schütze?« fragte der Riese.

»Der Schütze war ein kleiner Söldner. Er wollte seinen Vater und seine Brüder rächen. Sie sind im Kampf gegen Richard gefallen.«

Die Musikanten begannen eine lebhafte Melodie, als drei Joglare in die Halle liefen. Ein Akrobat, ein Marionettenspieler und ein Tänzer, der graziös einen vollen Becher balancierte. Der Riese schüttelte den Kopf. »Welch ein kleiner Tod für diesen König. Unseren König.«

Der Marionettenspieler hatte großen Erfolg. Er ließ seine Puppen behende auf- und abwärts tanzen und sprach in verschiedenen Tonlagen, mit unbewegtem Gesicht den Text der buntbemalten Figuren. Die Puppe, die den Papst darstellte, riß die Männer und Frauen zu Lachsälven hin. Auch der König von Frankreich schien großen Anklang zu finden.

»Weshalb wollte Richard, daß du ihn nach Chalus begleitest?«

»Aus demselben Grund, weshalb er mich gebeten hat, an seinem Kreuzzug teilzunehmen. Seiner Crozada. Er dachte, ich brächte ihm Glück.«

»Diesmal hast du ihm kein Glück gebracht, Brian.«

»Nein. Diesmal nicht.«

Robert winkte einem der Pagen. Der Junge riß seinen Blick von dem Akrobaten los, der seine Überschläge beendet hatte und jetzt

mit grünen und roten Bällen jonglierte. Der Page füllte hastig einen Becher und brachte ihn Robert mit gesenktem Kopf.

Brian lächelte. »Du bist ein bedeutender Mann geworden, Robert de Bantrac.«

»Ich bin ein bedeutender Mann geworden, weil du mich dazu gemacht hast, Brian. Du warst es, der mich zum Ritter geschlagen hat. Du warst es, der mir die Heirat mit einer der reichsten Erbinnen des Lauraguais ermöglicht hat. Du warst es, der mich in Messina zu König Richard gebracht hat.«

»Das ist lange her.«

»Gestern.« Der Riese nahm einen Schluck aus seinem Becher. »Ich werde mich dem Kreuzzug Bonifaz de Montferrats anschließen. Ich habe dreißig Ritter ausgerüstet, allesamt heilige Pilger, jung, zotig und besonnen wie ein Konzil sizilianischer Bischöfe.«

»Ich nehme an, du hast mit unser beider Freund gesprochen?«

»Ich habe Jaufre bei meiner Ehre versichert, daß die Mädchen des Orients in Liebesdingen noch raffinierter sind als unsere occitanischen.«

»Du hast deine Ehre verloren.« Brian beobachtete aus den Augenwinkeln den Joglar. »Kommt Jaufre mit?«

»Wenn er sich noch rechtzeitig aus den Armen seiner Geliebten losreißen kann, dann ja.«

Der Marionettenspieler zeigte die Puppe des Grafen von Toulouse, die sich mit der zwergenhaften eines Kardinals stritt. Der Kardinal fiel immer dann kreischend um, wenn die Figur des Grafen von Toulouse beruhigend auf ihn einsprach. »Ketzer!« kreischte der hölzerne Kardinal, sich aufrichtend und wieder umfallend. »Ketzer!«

»Begleitet dich deine Frau?« fragte Brian.

»Nein«, erwiderte der Riese. »Sie ist eine Gesana. Ich habe mit ihr zwei Söhne gezeugt, die nur eines, nämlich Gesanas sind, auch wenn sie tausendmal meinen normannischen Namen tragen. Sie werden von einer Amme betreut, die von den Gesanas kommt, von Edeldamen herumgetragen, die den Gesanas verpflichtet sind, und von allen Gesanas, die das ganze verdammte Lauraguais hervorgebracht hat, bewundert, gehegt und gepflegt. Der Latrinenausleerer ist mittlerweile wichtiger geworden als ich. Sollte ich im Burghof

mit einem einsamen Ochsen ein Verhältnis anfangen, niemand würde es bemerken.«

»Du bist reich, Robert.«

»Deshalb habe ich den verfluchten Clan der Gesanas auch geheiratet.«

Der Riese strich sich kurz über die Stirn. Es war heiß geworden in der Halle. »Der Kreuzzug geht nach Ägypten. Ich für meinen Teil werde ins Heilige Land segeln. Nach Outremer.«

»Warum?«

»Wenn es eine Antwort gibt, dann nur dort.«

»Suchst du denn noch eine Antwort, Robert?«

»Dringender denn je, Brian.« Der Großgewachsene sah Brian ins Gesicht. »Ich breche im September auf, Brian. Ich will, daß du mich begleitest.«

»Wie Richard.«

»Wie er. Als Freund.«

Brian schüttelte den Kopf. »Nein. Ich gehe nie mehr nach Outremer.«

Robert lächelte mit einem Male. »Al-Tustari erwartet uns in Venedig.«

Brian blickte überrascht hoch. »Al-Tustari?«

»Er läßt dir ausrichten, daß er diesmal den Kelch mit dir leeren wird.«

»Sage ihm, daß ich dessen nicht würdig bin.«

»Überlasse das ihm. Ich erwarte dich spätestens im Winter in Venedig, Brian.« Robert schlug dem Troubadour freundschaftlich auf die Schulter. »Bis dahin beschütze dich Gott. Oder Allah. Oder wer auch immer.«

Der Riese winkte ihm noch kurz zu und ging zu seinem Platz, weit oben, nahe dem Vizegrafen.

Der hölzerne Kardinal des Marionettenspielers geiferte noch immer. »Sei verdammt«, schrie er. »Sei verdammt!«

Die Akrobaten verbeugten sich unter Applaus und Zurufen, während ein kleiner Junge mit einer Schellenkappe die Münzen aufhob, die ihnen von den Tischen aus zugeworfen wurden. Als die Joglare den Saal verließen, standen einige der Männer und Frauen auf,

bildeten Paare und Gruppen oder gingen zu ihren Freunden an den anderen Tischen.

Prachtvolle Domnas, in seidenen oder damastenen Kleidern, die ihre Brüste und Hüften betonten, schritten durch den Raum, schöne, junge Frauen, die lachten und plauderten, umschwärmten von mächtigen Senhers, die, stolz wie Pfaue, in ihren enganliegenden Hosen und hermelinbesetzten Tuniken um sie kreisten. Ein farbenfrohes, bewegtes Bild von Kleidern und Stoffen, die ein sich ständig veränderndes Meer der Buntheit formten. Ein grazioses Kommen und Gehen, das an einen kunstvollen Tanz der Verführung gemahnte, eitel und fordernd und doch schön und bestrickend.

Schließlich erhob sich der Vizegraf von Rodez von seinem Sessel und bat um Ruhe.

Langsam verklang das Gelächter, die Wortfetzen, das laute Prahlen und das leise Zischen geflüsterter Geheimnisse. Nur das Knistern der Fackeln war noch zu vernehmen, die aufmerksam blickenden Gesichter der Gäste beleuchtend, die erwartungsvoll zum Kopf der Tafel sahen.

»Wir haben gekämpft, gegessen und getrunken. Morgen werden wir beginnen, all jene Streitfälle zu behandeln, die ihr mir vortragen werdet. Aber heute, an diesem Abend und in dieser Nacht werden wir der wahren Wirklichkeit huldigen. Der Liebe.«

Hundertstimmige Zustimmung folgte diesen Worten. Der Herr von Rodez gab ein Zeichen, und ein kostbar gekleideter Joglar trat vor. Er sang ein Liebesgedicht des Grafen, das von einer unbekannten, ersehnten Geliebten handelte und von der Erwartung, sie zu finden, sie wiederzufinden, so wie sie sich in seinen Träumen gezeigt hatte, eines Tages im Frühling, eines Tages an einem klaren Maienmorgen.

Dann nahm ein zweiter Spielmann seinen Platz ein und sang eine Pastourelle aus der Île de France. Es folgten Liebeslieder der Trouvères, Lieder in französischer Sprache, zu Ehren der Gräfin, die aus dem Norden, aus Orléans stammte. Als der Jubel und das Klatschen immer heftiger wurden, gab Brian Flêche ein Zeichen. Es war so weit. Der richtige Zeitpunkt. Sein Joglar nahm die Fiedel in die Hand und begann einige von Brians Gedichten vorzutragen. Es waren

erprobte und konventionelle Lieder, drei Rondeaus, die die Fröhlichkeit und die Lebensfreude von Natur und Mensch besangen.

»Brian de Martial!« Es war Guillem de Parzié, der aufgesprungen war und in den Beifall mit so lauter Stimme hineinrief, als wollte er einer ganzen Reiterschar das Signal zum Angriff geben. »Du bist bekannt dafür, Lieder aus dem Nichts zu formen. Sing uns etwas, das dir gerade jetzt einfällt, hier und an diesem Ort.«

Lachen und Zustimmung erklangen. Brian ging zu Flêche und nahm ihm die Fiedel aus der Hand. Dann blickte er zu Aude, die ihn mit ihren großen, braunen Augen ansah. Er setzte die Fiedel an die Schulter, verbeugte sich vor der Domna von Rodez und begann mit geschlossenen Augen zu spielen.

»Wäre doch immer Frühling
Würde doch niemals
Die Kälte des Winters
Die Herzen ergreifen
Wäre doch immer die Liebe
Das Geschenk, das ich Dir bringen könnte
Aus reinem Herzen
Aus reiner Seele
Ohne Unterlaß
Dame de mon cœur
Dame de ma vie . . .
Könnte ich doch immer
Meinen Kopf in Deinen Schoß betten
Dich niemals verlassen
Dich niemals betrügen . . .
Laß Dich begehrn, Geliebte
Gib Dich mir hin
Nicht schöner Reden wegen
Nicht, um meine Pein zu verkürzen . . .
Schenke mir Deine Liebe
Weil es sonst keine Rettung gibt
In dieser Welt von Kummer und Qual . . .
Dame de mon cœur
Dame de ma vie

Wäre doch immer Frühling
Würde doch niemals
Die Kälte des Winters
Die Herzen ergreifen ...

Er hatte dieses Lied mit einer fordernden, aufbegehrenden Melodie gespielt, einer Melodie, die nichts mit diesem Ort, nichts mit diesen Menschen hier zu tun hatte. Es war eine Melodie, die er seit langem in sich trug, seit jenem Tag in der Guyenne, als alles anders geworden war, eine Melodie, die sich in immer neuen Rhythmen in ihm formte, die er suchte, die er fand und der er niemals so Ausdruck zu geben vermochte, wie er es ersehnte.

Als er sein Nachspiel, das nur mehr eine zornige, wilde, wütende Klage war, beendet hatte, herrschte einen Moment Schweigen. Dann brach der Beifall los, Schreien, Stampfen, und selbst der Vizegraf von Rodez erhob sich, um zu applaudieren, während seine Frau Brian lächelnd und beifällig zunickte.

Nach dem Lied des Troubadours gab man das Zeichen zum Tanz. Die Kerzenleuchter müssen ihnen wie kleine, bewegte Sonnen erscheinen, dachte der Troubadour, als er sich durch die Tanzenden seinen Weg suchte.

»Ich habe eine solche Melodie noch nie gehört«, sagte Aude zu Brian, als er sich zu dem jungen Paar setzte.

»Ich sage dir doch, er ist Löwe und Dichter in einem.« Jordas de Gedevan strahlte ihn an. Einen Augenblick lang beneidete ihn Brian um seine jugendliche Begeisterung.

»Die Worte sind es nicht. Es ist die Melodie.«

»Es ist Jordas' Melodie, die ich gespielt habe. Der Klang seiner Seele.«

Aude schüttelte den Kopf.

»Nein. Jordas ist ...« Sie unterbrach sich und blickte zu dem jungen Mann, als wollte sie deutlich erkennen, wer und was er war. Brian beendete ihren Satz. »Ist reiner. Klarer.«

»Ja«, sagte Aude.

»So soll es auch sein«, sagte Brian. »So soll es immer bleiben.« Bestens, dachte er. Das Reh will gejagt werden. Ich hoffe nur, Jordas begreift es. Und wenn nicht, dann werde ich es ihn lehren.